

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

24.6.1934 (No. 25)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 25



24. Juni 1934

Gustav Rommel / Geschichte von Maxau

II.

Der Rheinübergang bei dem Fischerdorfe Knielingen hatte im Mittelalter und später keine so große Bedeutung wie die Nachbarüberfahrten von Neuburg, Daxlanden und Schröck (Leopoldshafen), wohl weil nach Knielingen keine wichtige Straße führte, und weil die Ueberfahrt dort infolge der Lage der verschiedenen Alt-Rheine und Rheinarme weit umständlicher und schwieriger war, sie auch nur dem Lokalverkehr diente.

Gerade das Rheinstromgelände um Maxau herum war im Lauf der Jahrhunderte bei dem in zahllosen Armen dahinfließenden Gewässer außerordentlich vielen Veränderungen unterworfen. Durchbrüche ließen fortwährend neue Rheinarme und Inseln entstehen, die wieder verschwanden, um später einmal erneut aufzutreten. Den verheerenden Ueberschwemmungen suchte man schon im 15./16. Jahrh. bei Knielingen durch Flechtwerk und Dammbauten entgegenzutreten. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. wurden die Rheinorte Knielingen und Daxlanden durch größere Dämme am Rhein gesichert. Zu Anfang des 18. Jahrh., als im spanischen Erbfolgekrieg die Verhauelinien längs des Stroms (Fortsetzung der Ettlinger Linien) von Daxlanden bis nach Philippsburg gebaut wurden, lagen auch Schanzen (Redouten, Bastionen) an den Stellen, wo später das Hofgut Maximiliansau, das heutige Ankerwirthshaus und das Cellulosewerk entstand.

Im 18. Jahrhundert besonders bildeten, wie schon früher, die zahlreichen Inseln, Gründe und Stromschlingen stetige Streitpunkte der beiden anliegenden Rheinstaaten Pfalz und Baden wegen der Territorialhoheit und der zutreffenden Rechten, wie auch wegen Sicherung der Ufer. Im Jahr 1765 kam es sogar einmal zu „einer von Kurpfalz unternommenen gewaltthätigen Invasion auf das Knielinger Rheinlechtwerk“, woraus sich ein großer Schriftwechsel zwischen den beiden Regierungen entwickelte.

Auch wegen der Ueberfahrt Knielingen—Wörth gabs immer Schwierigkeiten, weil wie z. B. 1718 der Wörther Fährmann Peter König gewöhnlich auf badischem Hoheitsgebiet anlegte, was nicht geduldet werden konnte. Man kam schließlich überein, daß nur kurpfälzische Untertanen den Fährnachen benutzen durften, die auf der rechten Rheinseite Güter und Wald besaßen und dahin gelangen mußten; andere Personen sollten zurückgewiesen werden. Man wollte die Schroeder (Leopoldshafen) Fähre nicht schädigen, die für den allgemeinen Reisendenverkehr bestimmt war. 1740 wurde die Wörther „Heckenrheinfahrt“ überhaupt verboten von Baden; dessenungeachtet verpackete man jenseits in Wörth sogar die Fahr um 15 fl. und fuhr weiter über den Rhein durch die Schlingen und zu den Inseln. Natürlich wurde dabei gar viel geschmuggelt. Die Einsprüche von Baden nützte nicht viel, aber man traf Vorkehrungen. 1768 nahm man dem Pächter der Fahr, dem Schultheißen Pfirrmann von Wörth, einen Nachen weg. Verschiedentlich wurden dann übergesetzte Personen vom Knielinger Feldschützen verhaftet und bestraft. So gings Jahrzehnte hindurch.

Einmal schien es, als ob eine Fahr Knielingen—Wörth regelrecht eingerichtet würde. Als 1779 die pfälz. Landstraße

Bergzabern—Zweibrücken gebaut wurde, zog man den Vorschlag einer Rheinüberfahrt bei Knielingen in Erwägung, um „dem französischen und speierischen Zoll auszuweichen“. Man kam aber von der Neueinrichtung ab und ließ dafür die Zufahrtsstraße zur Neuburger Fahr verbessern. Aber im Jahr 1800 richteten dann die Franzosen die Fahr Wörth—Knielingen ein und schafften 1807 sogar eine „Nähe“ an, weil die Fahr als Hauptüberfahrt auch für Wagen betrieben wurde. Baden vertrat sich schließlich dann dazu, der Angelegenheit näher zu treten. Die Polizei aber hatte große Bedenken dagegen und meinte, man sollte die Ueberfahrten nicht vervielfältigen, um nicht dem Schmuggel noch mehr Gelegenheit zu geben.

Wegen der vielen Rheinarme wären Brücken nötig; die Wege zum Rhein von Knielingen her seien schlecht und schließlich würde es zum Schaden der Schroeder Fahr gehen, die die einzig „geographisch richtige und natürlich bestehende Rheinüberfahrt“ sei. Auch könnte die Gemeinde Knielingen die Kosten für die Unterhaltung der Fahr nicht aufbringen. Trotz alledem ging die französische Fahr weiter, unterblieb zwischenhinein auch kurze Zeit wieder (1809) und man begnügte sich mit einer „Heckenfahrt“. Aber 1811 stellte man doch fest, daß die Knielinger Rheinüberfahrt von Pfälzern stark benutzt wurde, besonders an Karlsruher Wochenmarkttagen. Nun ließ man auch den Feldweg Mühlburg—Knielingen als Landweg umbauen. Am Dammb bei den Steinwiesen entstand das „Fährhäusel“, südlich davon, an der Stelle der hentigen Fabrik, lag schon länger ein „Dammhäusel“.

Die Ueberfahrt an das jenseitige Ufer gestaltete sich verschieden. Entweder wurde von der Knielinger Seite direkt übergesetzt nach Pforz, oder die Fahrt ging die 3 km. lange Strecke des Rheins hinunter bis Wörth. Auch nach der Rheinkorrektion endigte die Ueberfahrt bei den Steinwiesen noch bis die erste Schiffbrücke 1840 weiter südlich aufgestellt wurde. Das nahe nordwestlich in der Wörther Rheinlinge gelegene Hofgut, Insel Niederheck (Ritterheck)¹, hatte eine eigene Fahrgelegeneheit.

Das Gewirr der Rheinläufe, die zahllosen Nebenarme und Schlingen des Stroms zu beseitigen, war schon im 18. Jahrh. Ziel der beteiligten Regierungen. Zu Anfang des 19. Jahrh. wurde das große Projekt der Rheinkorrektion und der Rheindurchstiche vom badischen und bayrischen Staat aufgenommen,

¹ Die etwa 300 Morgen große Insel Niederheck (fälschlich Ritterheck) ging 1807 mit allen Rechten, worunter auch die Goldwäsche, vom Pfälz. Staat „zur Befriedigung ehem. Zweibrücker Schulden“ an den Karlsruher Handelsmann und Bankier David Seligmann über. 1818 war das Gut mit Wohnhaus und Landwirtschaftsgebäuden im Besitz des israel. Oberrats Hayum Levi, der es um 13 000 fl. erworben hatte. Von dem Hofgut fiel Gelände in die Stromkorrektion; wegen der Entschädigung prozessierte dann der Besitzer, weil sie ihm zu gering war.

Gut Niederheck besteht heute nicht mehr. Das in der Nähe in der Wörther alten Rheinlinge liegende Hofgut Ludwigsau ist eine spätere Gründung.

ein Riesensplan, dessen Schöpfer der badische Ingenieur-Oberst Tulla war. Die großartigen Erfolge dieses genialen Werkes und die Segnungen, die daraus entstanden, sind allbekannt und gehören als Marksteine der Geschichte an.

Die Stromregulierung und das Stück des Durchstichs bei Knielingen von der Südspitze des Langengrunds bis zum heutigen Leopoldshafen wurde in den Jahren 1817—1821 vollendet. Der neue Haupt-Rheinlauf war nun wesentlich kürzer, aber der Strom war jetzt auch weiter vom Orte Knielingen entfernt. Die Verhältnisse im Landbesitz mußten durch Austausch geregelt werden, denn manches Gelände, das einst am linksrheinischen pfälzer Stromufer lag, war nun rechtsrheinisch badisch geworden und umgekehrt. Dem außerordentlich großen Durcheinander in der Gebietshoheit sowohl, wie in den Eigentumsverhältnissen bei den vielen sich häufig ändernden Rheininseln und Gründen, Schlingen und Altwassern, sollte durch den Neurhein ein Ende gemacht werden.

Die vom neuen Hauptstrom abgeschlossenen Rheinschlingen und Altarme wollte man allmählich verlanden lassen, vorläufig aber umfassen sie noch wie bisher die zahlreichen Gründe, Halbinseln und Inseln.

Noch vor der Rheinkorrektur hatte im Jahr 1806 ein Durchbruch auf der westlichen Seite des Langengrunds diesen zur vollständigen Insel gemacht und dabei das benachbarte Waldgewann „Abtsgrund“ fast gänzlich verschlungen. Auch die unmittelbar nördlich anschließende Insel, das „Abtsgründel“ erfuhr eine Veränderung; sie wurde infolge des Durchstichs Pforz-Knielingen im Jahre 1817 zu einer Insel von 1,6 km Länge und 200 m Breite verkleinert.

Abtsgrund und Abtsgründel waren einst Eigentum des Klosters Gottesaue, worauf der Name hinweist. Schon 1336 schloß Abt Nicolaus von Gottesaue mit dem Propst des Klosters Hört einen Vertrag wegen der Besitzgemeinschaft des Altarms zwischen Pforz und Winden auf je die Hälfte. Hierwegen gab's im Laufe der Jahrhunderte manche Auseinandersetzungen, bedingt durch den öfteren Wechsel des Rheinlaufs und der Ufer. 1455 schlichtete der Propst Wypprecht von St. German zu Speyer dieserhalb einen Streit zwischen Gottesaue und den anderen Mitbesitzern. Auch die Landesherrschaften und Nachfolger im Besitz, Kurpfalz und Markgrafschaft Baden, setzten sich immer wieder wegen der Gebietshoheit und ihren Rechten an den Rheinufern um Knielingen und Wörth auseinander, so schon 1407.

Im Jahre 1443 beanspruchte der Pfalzgraf „als sein eigen von den Altvordern her“ die wichtigsten Gründe um Darlanden und Knielingen, darunter den Abtsgrund und Wibersgrund (Wiberswerth). Von letzterem heißt es 1472, daß er den pfalzgräfl. und den markgräfl. Staden scheidet. Von dem benachbarten Grund, dem Michelfeld, teils wörthisch, teils knielingisch, hatten 1455 die Markgrafen Karl und Bernhard den Wildbann um 3000 fl. an Pfalzgraf Friedrich verkauft. In der Hauptsache gehörte späterhin der Abtsgrund und das anschließende Gelände zu Darlanden und zu Knielingen, aber auch die Gemeinden Berg, Hagenbach, Pforz hatten dort Eigentumsrechte noch ausgangs des 18. Jahrhunderts.

Der Neurhein ließ nun den Abtsgrund und das Abtsgründel mit dem Langengrund rechtsrheinisch und badisch werden. Noch versuchten damals in jenen Inselgründen die letzten Knielinger Goldwäscher aus den Sandbänken der Ufer das gleißende Gold zu gewinnen, aus dem einst Rheingold-Dukaten geprägt und fürstliche Trauringe geschaffen wurden.

Für das neubadische Gebiet am forrigierten Rheinstrom zeigte Markgraf Maximilian von Baden¹ besonderes Inter-

¹ Markgraf Maximilian, geb. 1796, war der dritte Sohn Karl Friedrichs aus dessen Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg. Als 17jähriger schon in den Freiheitskriegen 1813/15 mitkämpfend, war er später Generalleutnant und Chef des Dragonerregiments. Er starb unvermählt am 6. März 1882.

esse. Am 25. März 1831 erwarb er von dem Gerichtsmann Gg. Jak. Knobloch von Knielingen die Waldinsel Langengrund, 205 Morgen, 2 Viertel, 6³/₄ Ruten, um 1835 fl. 56 fr. Erst drei Jahre zuvor, 1828, hatte sich Gg. Jak. Knobloch die Insel an sich gebracht¹.

Im Jahr 1834 wurde der markgräfliche Besitz Langengrund vom Geometer Weiß von Söllingen vermessen und eingesteint. Die Marksteine gegen Darlanden und Knielingen trugen die Zeichen M M v B, das badische Wappen und die Jahreszahl 1834. Diese nunmehr 100jährigen Grenzsteine sind heute noch zu finden.

Die neue Rheininsel, das Abtsgründel, lag in den Jahren nach den Rheinkorrekturarbeiten infolge der nahen Uferbauten ziemlich wüst. Neben Sümpfen, üppigem Gebüsch, Sandbänken und Kiesplätzen, war auch gutes Lehm- und Schlammland vorhanden und einige Grassflächen. In der Mitte der Insel etwa lag noch der Abtsgrundhof, von dem aus etwa 72 Morgen bewirtschaftet wurden. Der Eigentümer dieses Hofguts war damals Ludwig Hartmann von Hagenbach, dem auch der benachbarte Redoutengrund (Großgrund) gehörte. Auf der Abtsgrundhofanlage hatte Hartmann noch im Jahre 1833 ein einstöckiges Haus errichtet, das er bewohnte. Scheuer, Stallung und Branntweinbrennerei lagen daneben. Der Hof war damals dem Handelsmann Friedrich Lauer von Karlsruhe verpfändet.

Am 14. Februar 1835 erwarb Markgraf Maximilian von Baden das ganze Anwesen von Hartmann um 18000 fl. und 50 Dukaten Schlüsselgeld. Vom Inventar wurde nur übernommen „was thür- und nagelfest“ war, ferner der Kahn mit 2 Rudern und Rette. Weiter kaufte der Markgraf am 11. Juli 1836 den sog. Katersgrund (Kettersgrund), einen Teil des versunkenen Abtsgrunds² hinzu von der staatl. Domänenverwaltung, 191 Morgen mit Fischwasserrecht um 5109 fl. 15 fr.

Zu gleicher Zeit, am 16. Juli wurde vom Markgrafen noch der Rest der Abtsgrundinsel erworben, zwei Morgen des Gewanns Zeinig, das in der Hauptsache auch in die Rheinkorrektur fiel (ehemals eine Waldparzelle, 1829 gerodet zu Ackerland), vom Bürgermeister von Pforz, Valentin Weiß, und seiner Schwester Barbara Hugel, der Kronenwirtin von Pforz, nebst ihrem Schwiegersohn, dem Lehrer Schuh, um 400 fl. und 22 fl. Kaufgeld.

Damit war nun das große markgräfliche Hofgut abgerundet und erhielt nun den Namen „Maximiliansaue“. Es umfaßte etwa 500 Morgen Fläche, die einen Bestandteil der Gemarkung Knielingen bildete³.

Dies ist der Ursprung und Anfang der heutigen Siedelung Maxau (Abkürzung von Maximiliansaue).

¹ Am 13. März 1828 hatte der pfälz. Fiskus als Besitzer den Langengrund, vorbehaltlich der Regierungsgenehmigung, versteigern lassen. Der Handelsmann Steiner von Landau erwarb die Insel damals um 16000 fl. Aber die Knielinger meldeten das Lösungsrecht an, weil die Versteigerung nicht von badischen Behörden vorgenommen worden war. So hatte Knielingen das Vorrecht, und die Insel gelangte an Gg. Jak. Knobloch um den gleichen Preis.

² Der große Abtsgrund war 1633 von Phil. Jak. Vogel von Fridensfeld und Ulrich Kehler von Hagenbach um 424 Rdnigstaler von der Gemeinde Hagenbach erworben worden. 1674 ging das Gelände in den Besitz von Hans Bernh. Haub und Bernhard Knobloch von Knielingen über. 1714 wurde der Abtsgrund größtenteils zur Gemarkung Darlanden geschlagen. Die bad. Herrschaft kaufte damals einen Teil davon, wegen der Errichtung eines neuen Damms.

³ Die Gemeinde Knielingen bot damals dem Markgrafen Maximilian das Bürgerrecht des Dorfes an, was auch angenommen wurde. Der Markgraf fühlte sich von da an durch sein Gut immer sehr mit Knielingen verbunden; er stiftete auch dem Militärverein 1874 eine Fahne.

Wilhelm Bauer / Johanna Lange und Amalie Häizinger

Fünf Jahrzehnte sind in diesem Sommer abgelaufen, seit zwei der bedeutendsten Künstlerinnen, die je auf den Brettern des Karlsruher Theaters wirkten, hinübergingen in die Ewigkeit.

Am 16. Juni 1884 wurde Johanna Scherzer-Lange, am 11. August 1884 Amalie Neumann-Häizinger aus dieser Welt abgerufen.

Eduard Devrient, der Schöpfer der Karlsruher Musterbühne, berief 1856 die in München geborene und dort ausgebildete Johanna Scherzer an das hiesige Theater. Seine Wahl war richtig, das Publikum war bald gewonnen. Tragische Heldinnen, jugendliche Charakterrollen und Anstands-damen waren die Figuren, die in lebensvollster Verkörperung ein weitgespanntes Feld der Betätigung schufen. 1859 vermählte sich Johanna Scherzer mit dem heute noch unvergessenen Rudolf Lange. Zwei ebenbürtige, vom gleichen Streben befeelte

Talente wirkten nun neben- und miteinander. Der Uebergang ins ältere Fach, die Klippe, an der nicht allein Heroinnen scheiterten, gelang der Künstlerin leicht, zumal das Karlsruher Publikum unverbrüchliche Anhänglichkeit wahrte. Auch im bürgerlichen Leben, als Gattin und Mutter, und im Kriege 1870/71 als Krankenschwester, erfüllte sie mustergültig die ihr gegebenen Pflichten. Ein schweres Leiden hinderte sie in den 80er Jahren am Auftreten auf der heimischen Hofbühne, mit der sie als „Ehrenmitglied“ verbunden blieb. Der Tod, der sie allzu früh von Kunst und Dasein abrief, war zuletzt ein Erlöser.

Sonnig und heiter war das Leben, war die Kunst von Amalie Häizinger. Am 6. Mai 1800 wurde dem Hofpauker und Theatersekretär Morstadt in Karlsruhe (Waldstraße 14) eine Tochter geboren, die schon mit neun Jahren zum ersten Male

die Bühne betrat. Mit 15 Jahren wurde die anmutige Amalie Morstadt fest engagiert; schon nach einem Jahr heiratete sie ihren Kollegen Karl Neumann, wurde 1823 Witwe und vermählte sich 1827 wieder mit dem Sänger Anton Haizinger.

Amalie Haizinger war eine überragende Darstellerin, vor allem der heiteren Muse, die als Gast auf den größeren Bühnen Deutschlands und der benachbarten Länder immer wieder erschien. Bis 1846 hielt sie dem heimatischen Hoftheater die Treue; davon gelangte sie ans ersehnte Ziel, an die „Wiener Burg.“ Hier blieb sie bis zu ihrem Tode im August 1884. Da sie auch im hohen Alter nicht ohne Theater leben konnte, so hatte man der verhätschelten Mama des Burgtheaters in der ersten Kuffe eine kleine Loge gebaut, in der das Ehrenmitglied fast Abend für Abend, ohne selbst noch auftreten zu können, mitten unter den Spielern lebte und die ihr so notwendige Theaterluft atmete. In jeder Theatergeschichte, bei jedem Theaterhistoriker kann man die Bedeutung von Amalie Haizinger nachlesen. Maßgebend für uns bleibt, daß sie im gewöhnlichen Leben nie badische Art, nie den Karlsruher Dialekt ganz abgelegt hat. Unvergessen sind heute noch ihre Scherze.

Wilhelm Bentner / Die Taubenkur / Eine altbadische Anekdote

Der Punsch war ausgezeichnet — man hatte in der Tat nicht ohne guten Grund das mit der Sorglichkeit eines Familiengeheimnisses behütete Spezialrezept der lebenswürdigen Hausfrau gerühmt — und die Stimmung der kleinen Abendgesellschaft dementsprechend angeregt. Das Gespräch, von dem jungen, ein wenig lauten Schriftsteller in das von ihm erstrebte Fahrwasser gelenkt, kreiste, indem jeder nach Kräften dazu beisteuerte, um das schier unererschöpfliche Thema des Absonderlichen und Ueberfünftlichen, wobei jeder neue Fall, der zur Sprache gelangte, die Wogen der Debatte in leidenschaftlichem Für und Wider erregter aufzusaufen ließ. So mochte es nicht verwundern, wenn sich in der schönen Stirn der Gastgeberin allmählich eine kleine Besorgnisfalte eingrub, wie diesen in Siedehitze aufsprudelnden Gemütern der Heimweg durch die schneefalte Winternacht bekommen sollte.

Einzig der alte Geheimrat, der sogar einem satirischen Feuerüberfall des jungen Schriftstellers auf die starre alte Medizin ohne den Versuch ernstlicher Gegenwehr eine gelassene Breitseite geboten hatte, schien von der allgemeinen Injektion durch den Redebazillus so wenig angesteckt, daß solche Immunität schon beinahe etwas Aufreizendes hatte. Die stoischen Züge umspielte ein unentwegtes Lächeln, das mit verdoppelter Kerzenstärke über das freundliche Antlitz zu gleiten begann, wenn der alte Herr, sichtlich Behagens voll, das erlesene Getränk schlürfte das Blut und Zunge der übrigen so jäh erhitzte.

Als die Redeflut nur für eines Augenblickes Dauer — der Schriftsteller war gerade dabei, sich eine neue Virginia anzustecken — im Zurückebben schien, wandte sich des Hauses Herrin, vornehmlich um einem Gebote ausgleichender Gerechtigkeit zu genügen, an den schweigenden Gast mit der Frage, ob nicht auch er, ehe dem ein gesuchter Arzt und Lehrer der akademischen Jugend, eine Anmerkung zu dem augenblicklich behandelten Thema zu machen habe. Es müßten sich doch auch in seiner ausgedehnten Praxis Fälle ereignen haben, die unter die Gattung des Absonderlichen einzureihen gewesen seien.

„Um, nicht eben viele,“ versetzte der greise Herr mit einem leichten Reigen des weißsträubigen Hauptes, was sowohl als Zeichen suchenden Nachsinnens wie auch der Verbindlichkeit gedeutet werden konnte, „bin ich doch niemals ein „Wunderdoktor“ gewesen. Romantische Medizin — nimmermehr! Dazu war ich wohl viel zu sehr Kind meiner Generation. Aber immerhin, lassen Sie mich einen Augenblick nachdenken . . .“

Der Geheimrat schien nicht sogleich das Gewünschte finden zu können. Unterdessen hatte der Schriftsteller seine Zigarre in Brand gesteckt und rief: „In der Tat, wir bitten um einen Fall, verehrter Geheimrat, irgendeinen! Er braucht durchaus nicht „interessant“ zu sein. Im Lichte der Analyse, der ich ihn dann unterziehen werde, soll er es bestimmt werden!“

Mit fast jugendlichem Temperament fiel ihm jetzt der Geheimrat ins Wort: „Einen Fall! Ja, gewiß, da entsinne ich mich eines, der mir äußerst interessant war — vor langen Jahren! Er reicht noch in die erste Zeit meines ärztlichen Wirkens zurück. Man sprach damals geradezu von einer „Wunderkur“. Wohl bemerkt, ein paar enthusiastische Laien haben das Wort geprägt, nicht ich!“ Mit letzterem wandte er sich wie zur Entschuldigung an den Schriftsteller, der nicht umhin konnte, seine Lippen verächtlich zu kräuseln.

„Es ist, wie gesagt, schon ziemlich lange her,“ fuhr der Sprecher nachdenklich fort, „und alles ging damals noch etwas gemächlich. Wir Leute von anno dazumal waren reichlich unkompliziert, was Ihnen übrigens zudem die naive Art anzeigen wird, mit der ich die Geschichte angepackt habe!“

So begrüßte sie ihren Direktor Laube: „Er schaut aus wie ein Kalmück, aber er ist ein braver Mann.“ Oder noch in Karlsruhe, als ein Polizist ihrer Magd, beim Kehren der Gasse einen Verweis erteilte und diese sich wehrte, da rief es von oben: „Kathrin sei Sie still, streit Sie nett! uaser Polizei versteht den Dreck viel besser wie Sie.“ — Oder 1849 zu den Aufzählern, komisch selbst im Jammer: „Was wollet Ihr denn mit mein kleine Schreibtischle für Barrikade baue? des ist ja zu schwach! — da drüme wohnt einer, der verkauft große Kische, die passe dazu besser. — Oder als blutjunges Mädel bei Goethe in Weimar, mit dem sie lustig „geschwähet!“ Dieser fragte sie über einen großen Erfolg als Klärchen im Egmont, Was sie sich bei der Rolle gedacht habe? — „Gar nichts hab' ich mir dacht, als daß es ein Mädele ist, das einem zum Umkommen gerne hat, und so hab' ichs g'spielt,“ und g'falle hat's ihm, mei Antwort! — Gegen Ferien hatte sie immer eine Abneigung, und gerade in den Ferien, als alle Kollegen, fern der Bühne, in alle Welt zerstreut waren, mußte sie Abschied nehmen vom Leben und, was ihr sicherlich schmerzlicher war, Abschied vom „Theater.“

Der Schriftsteller kränzelte schon wieder. „Geben Sie acht, Gnädigste,“ flüsterte er seiner Nachbarin zu, „nun löst der alte Herr den Vergeltungsstanonenschlag für jenen satirischen Feuerüberfall, mit dem ich vorhin seine gesamte Generation zusammengetrommelt habe. Ich mache mich auf ein erkleckliches, wenn auch in seiner Wirkung keineswegs gefährliches „Hum, hum“ gefaßt!“

„Ich hatte mich,“ so begann nun der Geheimrat, „in jenen Tagen als junger praktischer Arzt, der sich zuvor lediglich ein paar Jahre droben auf dem Schwarzwald an widerstandsfähigeren Objekten versucht hatte, hier an unserem heimischen Neckar niedergelassen. Drüben überm Flusse, wo sich heute das neue Stadtviertel dehnt, stand noch kaum ein Haus; höchstens ein halb Dutzend bescheidener Villen, von denen die eine einem älteren vermöglichen Fräulein gehörte. Die Ärmste ward angeblich von einem Herzleiden geplagt, das sich bereits im sechzehnten Lebensjahre eingestellt haben sollte. Bäder, wie Sanatorien hatten nichts gefruchtet. So entstand bei der Dame allmählich eine begreifliche Abneigung gegen die medizinische Wissenschaft, und in den letzten Jahren hatte sie, so hieß es, einen Arzt überhaupt nicht mehr zu Rate gezogen.“

Eines Tages werde ich nun, zu meinem nicht geringen Erstaunen, zu der Kranken gerufen und . . . finde sie in Tränen aufgelöst.

Was war geschehen?

Die Gute hatte sich nämlich bis dahin in Behandlung eines Naturheilkundigen befunden, dessen magnetische Streichkuren ihr viel Binderung von den alltäglich sie besallenden, meist mit dem Glockenschlag drei Uhr auftretenden Herzkrämpfen gebracht haben sollten. Allein dieser verdienstvolle Mann war, entweder weil seine eigenen Nerven gestreift hatten oder sonst etwas bei ihm nicht im Lote war, ziemlich plötzlich in die Schweiz gereist; eine dem Fräulein übersandte Postkarte meldete von einem voraussichtlich lange währenden Kurgebrauch in Rigi Kaltbad.

Infolgedessen war die Bedauernswerte augenblicklich ohne Helfer.

Bald sollte ich erfahren, weshalb man mich gebeten hatte. Die Dame, die mich bei ihren Ausfahrten in die Stadt zu wiederholten Malen gesehen und Bekannten meinen Namen entfragt hatte, lebte nämlich der sicheren Ueberzeugung, daß auch in mir verborgene magnetische Kräfte wohnten, die ich nun an ihr erproben sollte. Unter dem hemmungslosen Hervorsturz neuer Tränen beschwor sie mich, zur Erhaltung ihres gefährdeten Lebens die, ach, zu lang schon unterbrochenen Kuren wieder aufzunehmen.

Dazu verspürte ich allerdings wenig Neigung. Je hartnäckiger man hat, desto entschiedener lehnte ich ab. Da mich aber das durch herzerweichendes Schluchzen hervorgerufene Zittern ihres Spitzhäubchens zunächst etwas unsicher machte, und sich dann diese Unsicherheit in ein aufrichtiges Mitleid mit der geplagten Patientin zu wandeln begann, versprach ich, wenn auch von magnetischer Behandlung nicht die Rede sein könne, doch auf irgendwelche Weise Rat schaffen zu wollen. Ein rührender Blick der Dankbarkeit und des Vertrauens lohnte diese plötzliche Wallung.

An der Haustüre forschten Base Georgine und Base Eufemia, die sich bereits seit Jahren in des Fräuleins Wartung und Pflege teilten, ob ich denn noch auf Rettung hoffe? Nach allem, was vorgefallen, müsse man wohl recht ernst in die Zukunft sehen, wo nicht sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Allein ich entgegnete mit einer durchaus zivillischen Antwort, denn der gewisse Unterton in den Stimmen

der, wie mir vorkam, allzu sorglichen Verwandtenliebe reizte mich zu dieser kleinen Menschenfreundlichkeit.

Raum hatte ich das Haus der Dame verlassen, begann mich mein voreilig erteiltes Versprechen schon zu reuen. Magnetische Behandlung — nein, dazu war ich meiner ganzen medizinischen Schulung nach nicht der richtige Mann! Den Humbug des nach dem Lande der Eidgenossen verdufteten Wundertäters wiederholen — unausdenkbar! Gegen Ueberzeugung und Gewissen ließ sich nicht handeln. Indes, ein Mittel mußte gefunden werden, die arme Kranke von ihren — soviel stand für mich fest — rein nervösen Beschwerden zu befreien!

In die kurze Atempause des Erzählers fielen, präzise wie zwei Hammerschläge auf des Nagels Kopf, von den Lippen unseres Analytikers die beiden Worte: „Verdrängungen! Komplexe!“ Und die junge Dame an seiner Seite schauerte dabei zusammen, als verkünde sich Offenbarung.

„Meine Herrschaften,“ fuhr nun der Geheimrat vielleicht nicht ohne Bezug auf den forschenden Zwischenruf des Schriftstellers fort, „gute Gedanken erkennt man erwiesenermaßen an der Plöblichkeit, mit der sie aufblenden. Ich war eben daran, die Neckarbrücke zu überqueren, als dicht vor mir ein Schwarm Tauben mit Geschwirre aufstob.

Tauben! Dabei fiel mir plötzlich mein Vater ein. Hatte nicht dieser, ein alter, erprobter Landarzt, des entsann ich mich in diesem Augenblicke deutlich, wiederholt von einem alten Volksglauben gesprochen, der diesen Tieren magnetische Kraft zuerkannte? Tatsächlich fand ich auch nach seinem Tode in einem alten Hefte, dem er seine Beobachtungen anzuvertrauen pflegte, folgende Aufzeichnungen: Gegen Krämpfe empfiehlt sich das Anlegen einer lebenden Taube an den Körper des davon befallenen Kranken. Der Patient streckt sich dabei wie bei Tetanus, und die Zuckungen erreichen nach kurzer Zeit, mitunter sogar augenblicklich ihr Ende. Im übrigen achte man darauf, daß nur kräftige, gut gefütterte Tiere zur Verwendung kommen.

Mein Vater war demnach von der Wirkung des alten Brauches vollkommen überzeugt gewesen. Diese Ueberzeugung vermochte meine Skepsis freilich nicht zu teilen. Immerhin, vielleicht lohnte die Sache wenigstens den Versuch!

So erzählte ich also beim nächsten Besuche der alten Dame von der Taubenkur sowie den Erfolgen, die mein Vater damit erzielt hatte. Meine Worte schienen Eindruck zu wecken, und deshalb fiel mir nicht eben schwer, zur Anschaffung eines Paares dieser sanften Geschöpfe zu bewegen, deren beruhigende Charaktertugenden, so fügte ich hinzu, allein schon genügen müßten, wohlthätigen Einfluß auf angegriffene Nerven zu üben. Beim Nahren eines Anfalles sollte die Kranke die Taube einfach an den leidenden Teil, das Herz, drücken.

Bese Eufemia ward darauf der Auftrag erteilt, sich unverzüglich nach einem Taubenpaare umzutun. Die Gute war anfänglich der Meinung, gastronomische Erwägungen seien für diesen Befehl maßgebend gewesen. Als aber das Fräulein geradezu den Schwur ablegte, niemals mehr wolle sie fürderhin zur Schlächterin dieser wundertätigen Tauben werden,

falls sie ihrer Not die erhoffte Linderung schäfen, bemerkte die Bese vor dem Verschwinden wiederum mit dem gewissen Unterton: „Ich werde Turteltauben besorgen. Diese dürften unter allen Taubenarten die sympathetischste Kraft besitzen.“

Als ich nach wenigen Tagen das Fräulein wieder aufsuchte, gurrten mir bereits zwei zärtliche Turteltauben den Willkomm. Wie mir die Besitzerin freudig versicherte, hatten sie sich vollauf bewährt. In Würdigung ihrer hervorragenden Eigenschaften hatten sie ihnen auch zwei hochgestimmte Namen zugelegt. Hypolyt und Sylvia rief man sie.

Die Taubenkur erhielt die Leidende noch lange am Leben. Sie überdauerte Bese Eufemia, und Georgine genoß des stattlichen Erbes nur kurze Frist. Mich hat diese seltsame Therapie damals in der Stadt bekannt gemacht, obwohl diese Kur die einzige in ihrer Art geblieben ist.

Eines darf ich abschließend hinzufügen. Als ich die Patientin eines Tages ersuchte, mir doch einmal ihre besonderen Beobachtungen in diesem mich lebhaft beschäftigenden Falle mitzuteilen, meinte sie mit zum Flüsterston gedämpfter Stimme: „Ich finde, Herr Doktor, es besteht in der Tat ein gewisser Unterschied, nämlich zwischen dem männlichen und weiblichen Tier. Denn während mein armes Herz bei Sylvias Berührung nur sehr allmählich zur Ruhe kommt, gesundet es auf der Stelle, sobald ich Hypolyt anlege.“ Und dabei fuhr die feine Hand liebtosend über das Gefieder des gerühmten Täuberichs, der sein Lob vergnüglich und, fast schien mir, sehr verständnisinnig begurrte . . .

Raum hatte der Geheimrat geendet, rief auch schon der Schriftsteller: „Der Fall ist ein analytisches Kinderispiel! Ich brauche nur noch etwas aus dem Traumleben der betreffenden Dame zu erfahren, um einwandfrei feststellen zu können, aus welchem Komplex diese Neurose gewachsen ist. Aber das Traumleben zu Rate zu ziehen,“ und damit schnellte er mit eleganter Geste einen weiteren Froniebolzen von der Schnur, „daran haben Sie, verehrter Herr Geheimrat, in Ihren Tagen noch nicht denken können . . .“

„Ach, mein werter junger Freund,“ entgegnete der Greis, indem er sich ein Stäubchen vom Aermel zu wischen schien, „lassen wir die Toten ruhen und gar der Toten Träume. Ueberhaupt, diese Träume . . . Aber genug davon. Es möchte sonst nur neue Erhitzung sehen. Und ich habe diese wohltemperierte Geschichte nur erzählt, damit wir uns alle ein wenig abkühlen. Denn es wird Zeit zu gehen. Mitternacht ist längst vorüber.“ Damit erhob sich der Alte, küßte der Herrin des Hauses, auf deren schöner Stirne nun keine Besorgnisfalte mehr zu entdecken war, die Hand, und das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch war gegeben.

Auf dem Nachhauseweg meinte der Schriftsteller mit unterdrücktem Gähnen: „In der Tat, eine fassam altväterliche Geschichte! „Aus den Lebenserinnerungen eines alten Arztes“ . . . haha! Es lohnt sich keinesfalls sie aufzuzeichnen. Aber freilich Sie, mein Bester,“ und damit maß er mich mit halb mißtrauischen, halb verächtlichen Blicken, indes das bewußte Lächeln wieder seine schmalen Lippen kräuselte, „Sie wären am Ende auch dazu imstande!“

Schrifttum und Heimatkunde

„Schippe, Hake, Hoi!“ Ein Buch vom freiwilligen Arbeitsdienst.

Ein junger badischer Dichter, Karlsruher Kind überdies, Gustav Faber, tritt in diesem Buch (Verlag für Kulturpolitik, Berlin W. 50) mit seinem geistigen Erstling auf den Plan. Aus den Hörsälen der Universität, wo er Literaturgeschichte studiert, reißt ihn der Rhythmus der Zeit und das Verlangen, sich ganz von ihm durchströmen zu lassen, in ein niederschleifisches Arbeitsdienstlager: den Sohn des heiteren deutschen Westens in den herben deutschen Osten, das uralte Schicksalsland. Hier erlebt er, was die Kriegsgeneration im Schützengraben und Geschützstand, bei nächtlicher Schanzarbeit und beim Granatenschleppen lernte, die seelenlösende und herzensweitende Gnade der Kameradschaft und mit ihr die ganze Spannweite deutschen Wesens, die sich in Stammesart, arteigenem Fühlen und Denken und landschaftlicher Bindung ausdrückt. Erlebt die große Grundformel, auf die das alles zu bringen ist, erlebt sich selbst als kleines Stück des großen Ganzen. Dies innere Wachsen gibt sich nicht zum letzten auch in der stilistischen Haltung des Buches kund, das in den ersten Abschnitten noch einen unverbindlich feuilletonistischen Ton anschlägt, sich aber dann zu immer gemeißelterer Knappheit und Schlagkraft erzieht und ausformt.

Gustav Faber ist ein vorzüglicher Beobachter. Solche Gabe drückt sich nicht allein in der sprachlichen Schilderung, fast mehr noch in der zeichnerischen aus, mit der er in diesem reich bebilderten Buche Gestalten, Stimmungen und Eindrücke umreißt. Wie vermag er mit wenigen Strichen das Wesentliche eines Gesichts, eines Charakters zutage treten zu lassen, mit wie wenigen, aber unfehlbaren Mitteln entrollt er ein Bild des Lagers selbst, der Landschaft und des kleinen schlesi-

sehen Städtchens, in dem es aufgeschlagen ist! Geschulter Blick für den Ernst einer Situation schaut aus diesen Skizzen, ganz köplich aber spricht der schalkhafte Sinn für Humor, der aus der Mehrzahl dieser Bilder blüht. In dieser Hinsicht erweist sich der junge Autor bereits als ein ganz eigener und sehr persönlicher Schilderer. Sein Witz ist ohne Bitterkeit, er entspringt einer warmen Liebe zum Leben und der Freude an dessen Vielgestaltigkeit. So gern sich Faber zuweilen lustig überfugelt und dem Eulenspiegel in sich freien Lauf läßt, so tief und treu vermag er auch zu verehren, wo er bewundert und sich zur Dankbarkeit verpflichtet fühlt. Ein schönstes Zeugnis davon findet sich in dem Bekenntnis zu den Dichtern seiner engeren Heimat, zu Hansjakob und Emil Götli und zu Heinrich Vierordt. „Vierordt ist mir väterlicher Freund geworden, Wegweiser in einer armenigen, faulen Zeit, Lehrmeister vornehmen Menschentums. Durch ihn erst empfinde ich die Schönheit der deutschen Landschaft, den tiefen Sinn unserer Städte und Dörfer, den keuschen Duft des deutschen Frühling, das herbe Gold des deutschen Herbstes. Vierordt gab mir Richtung, Ziel und ewige Begeisterung. Vierordt ist deutsch in seinem innersten Wesen. Ich weiß, welchen Weg ich zu gehen habe.“ Ein Bekenntnis, ehrenvoll für beide, den Feierer wie für den Gefeierten!

Nicht nur, weil ein Landsmann aus diesem Buche spricht, soll man nach ihm greifen mehr noch, weil sich ein lauterer und reiner Lebenswille darin verkündet. Ausgesprochen noch als dem deutschen Schrifttum gehört es deutschem Lebenstum zu. Denn es wurde erlebt, ehe es geschrieben wurde.

Dr. Wilhelm Zentner

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“